

Caroline von Schelling (1763–1809)

Daniel Meis

Caroline von Schelling (1763–1809)

oder

**Die Geschichte einer Frau,
die ihrer Zeit weit voraus war**

Verlag Traugott Bautz GmbH

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bildnachweis:

"Porträt Caroline Schlegels aus dem Jahre 1798, gemalt von Johann Friedrich August Tischbein (Leipziger Tischbein)"

Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2022
ISBN 978-3-95948-574-5

INHALT

Eine Professorentochter aus Göttingen	7
Der Jugendfreund Wilhelm Böhmer und die Clausthale Ehejahre	17
Kurz vor der Zeitenwende: Rückkehr einer un- gebundenen Witwe ins Elternhaus	27
Marburg – Hoffnung und Neubeginn	37
Eine Demokratin und die Französische Revo- lution	43
Festungshaft	55
Ein kleiner Citoyen in Sachsen	61
Gemieden und geschnitten	69
Muse der Jenaer Frühromantik	81
Liebesbeziehung – Liebesheirat – Liebesehe	93
Tod und Nachleben	109
Literaturhinweise	117

EINE PROFESSORENTOCHTER AUS GÖTTINGEN

Es war ein Donnerstag, der 2. September 1763, an dem die Gelehrtenfamilie Michaelis um ein weiteres Kind bereichert wurde. Standesgemäß lang war der Name des Mädchens. Als Dorothea Caroline Albertine ins Leben getreten, wurde sie stets Caroline genannt. Und tatsächlich passte die Bedeutung ihres mittleren Namens am besten zu ihrem Wesen. Mancher mag sie als „Gottesgabe“ (Dorothea) oder vielleicht auch als „edel“ (Albertine) empfunden haben. Aber vor allem sahen Freunde und Bekannte in ihr eine Freiheit liebende Frau, eine „Freie“. Der eine oder andere männliche Wegbegleiter sah in ihr aber auch die „Geliebte“.

Geboren wurde Caroline in der Universitätsstadt Göttingen. Göttingen: Das war weithin ein Fixstern der Gelehrsamkeit und Wissenschaft. Carolines Vater Johann David Michaelis weilte schon seit 1746 in der Stadt. Der Orientalist und Theologe war im Jahre zuvor von der Universität berufen worden und verließ daraufhin seine alte Wirkungsstätte in Halle. Das Ansehen Göttingens war der Stadt vorausgeeilt. Michaelis selbst sollte der Geltung der Universitätsstadt durch seine Forschungen noch weitere Lorbeeren hinzufügen, ganz besonders durch seine Studien zum Alten Testament.

Erstmals verheiratet war Carolines Vater seit 1749 mit Johanna Christina Friederike Schachtrup. Sie gebar ihm 1754 den Sohn Christian Friedrich, kurz Fritz. Auch er würde ein Gelehrter werden. Caroline sollte bei ihm in Marburg eines Tages Zuflucht vor einer Lebenskrise suchen. 1759 verstarb des Vaters erste Ehefrau. Und wie es zu jener Zeit üblich war, heiratete er schon sieben Monate später erneut. Seine zweite Ehefrau hieß Louise Philippine Antonette Schröder. Neun Kinder entsprangen dieser Ehe. Neben Caroline sollten nur drei von ihnen den 1791 verstorbenen

Vater überleben: Die 1766 geborene Charlotte Wilhelmine, kurz Lotte, die Caroline als reichlich naiv galt. 1768 kam dann Gottfried Philipp, kurz Philipp, ein Garnisonsarzt, der seinen Geschwistern stets etwas fremd, aber liebenswert wirkte. 1770 schließlich Luise Friederike, kurz Luise, Erstname der ersten Ehefrau des Vaters, Zweitname der zweiten Ehefrau des Vaters. Mit ihr sollte Caroline besonders als Erwachsene eine enge Bindung haben.

Die Familie, in die Caroline und ihre Geschwister hineingeboren wurden, war eine klassische Gelehrtenfamilie. Der Vater war ein gefragter Mann. Göttingen galt als ein Zentrum der Wissenschaft. Geselligkeit unter den Honoratioren gehörte zum Alltag. An Materiellem mangelte es im Hause Michaelis ebenfalls nicht. Dafür herrschte „aber strenge Ordnung“, wie sich Luise später in ihren Memoiren erinnern sollte. So aufgeklärt und „modern“ der Vater mit Blick auf den Staat auch war, so streng war er doch auf Sitte und Anstand in der Gesellschaft bedacht. Da der Vater beispielsweise seinen Töchtern nie erlaubte öffentliche Festlichkeiten zu besuchen, veranstaltete einfach der Bruder Philipp eine Feier im Hause, zu dem auch viele junge Herren eingeladen waren. Später entwickelte sich daraus eine Tanzgesellschaft.

Für die Welt, in die Caroline hineingeboren wurde, passte eine solche Zwiespältigkeit sehr gut. Politisch bewegte sich in jenen Jahren des Heranwachsens Carolines scheinbar nur wenig. Die Ereignisse in Nordamerika, mit der Loslösung der Kolonien von der Weltmacht Großbritannien und der Begründung einer demokratischen Republik in den 1770ern ließ aufmerksame Beobachter in die Zukunft schauen. Aber in der „Alten Welt“ Europa geschah vorerst nichts dergleichen. Gesellschaftlich aber bewegte sich umso mehr. Später als Klassiker geltende Werke entstanden aus der Feder eines Johann Wolfgang Goethe, eines Friedrich Schiller, eines Johann Gottfried Herder, oder auch eines Immanuel Kant und vielen weiteren. Ein neues, freieres Denken appellierte an die Vernunft des Einzelnen und hatte im Jahrhundert der Aufklärung Schritt für Schritt um sich

gegriffen. Ein 1763 in eine Professorenfamilie hineingebo-
renes Mädchen musste das in Denken, Handeln und Fühlen
beeinflussen.

Der Alltag in der Professorenfamilie Michaelis war vor
allem von Bildung erfüllt. Bildung und freies Denken sollte
für die junge Caroline von Beginn an eine zentrale Rolle
besitzen und diese auch nie wieder verlieren. Aber selbst
für die vielen Professorentöchter jener Zeit war Caroline
herausragend. Ihr Geist wurde von beinahe allen, die sie
trafen, hoch gelobt. Sie konnte mit den gelehrten Männern
ihrer Zeit diskutieren, und die Wissenschaftler unter ihren
Freunden und Bekannten interessierten sich für ihr Urteil.
Zweien ihrer drei Ehemänner half sie bei deren Forschun-
gen enorm. Die eine oder andere Veröffentlichung dieser
stammt gar fast völlig aus Carolines Feder.

Das Elternhaus könnte kaum symbolischer für den Rang
der Gelehrsamkeit sein. Ein Jahr nach der Geburt Carolines
erwarb der Vater die sogenannte „Londonschänke“ in der
Göttinger Mühlenfortengasse. 1737 noch im Stile des Ba-
rock fertiggestellt, diente das Gebäude in den folgenden
Jahrzehnten vor allem als klassische Wirtschaft mit Aus-
schank und Übernachtung. Kurzzeitig wurde das Gebäude
auch für Vorlesungen der Universität verwandt, verfiel dann
aber nach der Nutzung als Lazarett im Krieg gegen Frank-
reich zunehmend. Der Bau maß knapp 15 Meter an der
Straßenfront, der Hauptflügel war fast 15 Meter tief, der
Nebenflügel beinahe 40 Meter. Das Untergeschoss eignete
sich als Lagerraum, das Erdgeschoss und die beiden dar-
über liegenden Ebenen als Nutz- wie Wohnräume. Caroli-
nes Vater investierte ab 1764 in das Gebäude, vermietete
den Nebenflügel an Studenten, hielt eigene Vorlesungen
und Prüfungen in dem Haus ab und pflegte Gesellschafts-
wie Privatleben in ihm. Das war nicht untypisch für die Pro-
fessoren jener Zeit.

Im Hause Michaelis verkehrten zudem wie üblich die
Göttinger Honoratioren. Auch deren Kinder kamen in Kon-
takt miteinander. Für Caroline erwachsen hieraus einige
lebenslange Freund- und Bekanntschaften – zudem zwei

ihrer Ehemänner. Und auch auswärtige Gäste gaben sich die Klinke in die Hand: Vom Gründervater der USA Benjamin Franklin 1766 anlässlich seiner Aufnahme in die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen bis zu Goethe 1783, der schon als junger Student eigentlich in Göttingen studieren wollte: „Auf Männern wie Heyne, Michaelis und so manchem anderen ruhte mein ganzes Vertrauen; mein sehnlichster Wunsch war, zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken.“ Sein Vater verweigerte ihm das und schickte ihn auf seine eigene Alma Mater nach Leipzig, weshalb Goethe und Caroline sich erst etwas später näher kennenlernen sollten.

In dieser Atmosphäre wuchs also Caroline auf. Geprägt wurde sie von der Alltäglichkeit der Bildung und der Aufklärung, gewöhnt wurde sie an den Umgang mit den Vornehmen ihrer Zeit. Eine Selbstverständlichkeit und Einheit von Gelehrsamkeit und Alltagsleben sollten ihr Leben bis zum Ende kennzeichnen. Sie lernte aber auch die Konventionen ihrer Zeit kennen – die Position des Mannes, die Rolle der Kirche, der Rang der Fürsten, den Aufbau der Stände, erwünschtes wie verpöhtes Verhalten.

Eine allgemeine Schulbildung erfuhren die Kinder des Hauses Michaelis durch einen eigens bestellten Hauslehrer. Der junge Student der Theologie wurde später Priester. Zudem schickte der Vater seine Töchter jeweils mit zwölf Jahren in ein bürgerliches Mädchenpensionat nach Gotha. Geleitet wurde es von der Ehefrau des Gothaer Bibliotheksdirektors und Professors Julius Carl Schläger. Carolines Schwester Luise schwärmte noch Jahrzehnte später von Sarah Elisabeth Schläger: „Eine wissenschaftlich gebildete Frau welche eben so ausgezeichnet wegen ihrer feinen Lebensart u. Sitte war wie wegen ihrer Kenntnisse u. darum besucht von Gelehrten u. wissenschaftlich gebildeten“ Menschen beiderlei Geschlechts. Caroline lernte dort lebenslange Freundinnen kennen, ganz besonders Luise Stierler, ebenso wie eine breite Allgemeinbildung. Mit 14 Jahren kehrte sie pünktlich zur Konfirmation nach Göttingen zurück.

Für ein dreizehnjähriges Mädchen im Jahre 1776 war ein bürgerliches Mädchenpensionat mit all seiner Bildung keine Selbstverständlichkeit. Im Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg, wo Göttingen lag, war wie im gesamten „Alten Reich“ und Europa die Frauenemanzipation nicht weit gediehen. Wenn von den Töchtern des Adels abgesehen wird, war Bildung für Frauen kaum verbreitet – höhere Bildung sowieso nicht. Eine Frau musste in jungen Jahren schnellstens verheiratet werden. Hiernach sollte sie Haus, Kinder und vor allem Ehemann hüten. Für Bildung und eigenständiges Denken wurde weder Platz noch Sinn gesehen. Die Honoratioren der großen Universitätsstädte sahen das in der Regel im Kern nicht anders. Aber sie gaben ihren Töchtern oft zumindest etwas an Grundlagen zur Denkfähigkeit mit auf den Weg.

In Zeiten von privatem Schulgeld musste zudem jede Familie abwägen, ob sich das Geld für die Töchter auch „lohne“. Ein Tagelöhner konnte zumeist gerade das zum Leben notwendige Geld erwirtschaften. Bei einer Bauernfamilie stellte sich die Frage nach Schulbildung für die Töchter erst gar nicht. Professorenfamilien aber verfügten über das entsprechende Geld und benötigten für ihre Einkommen auch nicht die Arbeitskraft ihrer Kinder. Carolines Bildungsweg war bis dahin also recht privilegiert.

Der Vater achtete sehr darauf, dass seine Kinder geistig gefördert würden. Neben der schulischen Ausbildung durch Hauslehrer und Pensionat gab der Vater ihnen immer wieder verschiedene Texte, an denen sie zu üben hatten. Es wurde viel abgeschrieben und noch viel mehr gelesen. Die Bibliothek des Vaters im Michaelishaus stand den Töchtern offen. Deutlich anregend wirkte die Lektüre auf die Kinder. Und natürlich durfte auch Mehrsprachigkeit in einer Professorenfamilie des 18. Jahrhunderts nicht fehlen. Untereinander wurde Deutsch gesprochen. Aber je nach Gast im Michaelishaus wurde auch die französische Weltsprache jener Zeit parliert. Kulturell war zudem das Italienische bedeutend. Die Sprachen sollten von den Töchtern problemlos gesprochen und geschrieben werden können, Überset-

zungen von einer in die andere sollten keine Probleme bereiten. Weitere Sprachen folgten.

Sprachlich, kulturell und bildungsmäßig war Caroline den meisten Mädchen ihrer Zeit also weit voraus. In ihrem geistigen Niveau bewegte sie sich schon in jungen Jahren mit der Selbstverständlichkeit der Hineingeborenen. Und stets waren Themen des Wissens und des Denkens zentral in ihren Überlegungen und Handeln. Ein Alltagsbeispiel unter Hunderten: Anfang 1780 erschien Christoph Martin Wielands Versepos „Oberon“. Auf mehr als 300 Seiten schrieb er in 94 Strophen über den sagenumwobenen Elfenkönig. Ihre Freundin aus den Gothaer Jahren Luise fragte Caroline, ob sie das Werk schon gelesen habe. Die noch nicht 17 Jahre zählende Caroline antwortete ironisch: „Welch eine Frage, wie könnt ich sonst leben? Wo ist der Mensch, der so *schiefen Kopfs und harten Sinns* gewesen wäre nicht darüber *entzückt* zu seyn.“ Caroline blieb stets informiert und ihr ganzes Leben lang möglichst auf dem neuesten Stand.

Mit ihren Eigenschaften der Klugheit und des Wissensdurstes, mit der Herkunft der Gelehrtentochter und mit dem Geschlecht der Frau gehörte Caroline zu einer ganz speziellen Gruppe. Für gewöhnlich werden fünf junge Frauen zu dieser Gruppe hinzugezählt, die in etwa gleich alt waren und teils gemeinsam, teils parallel in der Atmosphäre der Göttinger Gelehrtenwelt aufwuchsen. Die sogenannten „Universitätsmamsellen“ aus dem gelehrten Göttingen waren sich in vielem ähnlich: Ihre Väter waren Professoren, sie wuchsen in und mit Bildung auf und bauten sie selbstständig weiter aus. Geistig waren sie auf einer Höhe mit den Männern um sie herum. Sie alle beugten sich schließlich den Konventionen ihrer Zeit und gingen Vernunftehen ein. Fast alle sahen diese Ehen scheitern. Fast alle widersetzten sich schließlich den Konventionen ihrer Zeit und gingen Liebesehen ein. Fast alle verloren Kinder und eine jede von ihnen half – mal mehr, mal weniger – dem Vater oder dem Ehemann bei seinen Studien, beteiligte sich an Diskussionen und verfasste auch selbst Publikationen. Alles in allem

waren die Göttinger Universitätsmamsellen ungewöhnlich für die Frauen ihrer Zeit – und selbst ungewöhnlich für die gebildeten Töchter jener Zeit.

Wer waren diese Universitätsmamsellen also im Einzelnen? Da war Magdalene Philippine Gatterer, kurz Philippine. Sie wurde 1756 geboren, war also sieben Jahre älter als Caroline. Ihr Vater war der Historiker Johann Christoph Gatterer, der unter anderem für seine Forschungen zur Münz- und Wappenkunde weithin bekannt wurde. Sie half ihren Vater bei Sekretärsarbeiten und vertiefte sich selbst in die Dichtkunst. Bekanntheit erlangte sie weit über Göttingen hinaus als Dichterin und Redakteurin – reichlich ungewöhnlich für eine 1756 geborene Frau. Ihr Ehemann hatte in Göttingen studiert. Begegnet waren sie sich bei einem späteren Besuch seinerseits in seiner alten Universitätsstadt. Als einzige der Universitätsmamsellen blieb Philippine bis zuletzt mit ihrem ersten Ehemann verheiratet. Aus der Ehe folgten zehn Kinder.

Dann war da Marie Therese Heyne, kurz Therese. 1764, also ein Jahr nach Caroline, wurde sie als Tochter des Historikers Christian Gottlob Heyne geboren. Ihr Vater machte besonders durch seine Forschungen zur Übersetzung antiker Werke ins Deutsche auf sich aufmerksam. Sie sollte später ihren beiden Ehemännern bei deren Studien helfen, teilweise veröffentlichten diese gar ihre Arbeiten unter dem eigenen Namen. Aber wie Philippine veröffentlichte Therese auch unter ihrem persönlichen Namen, schrieb Romane und Erzählungen, aber auch Rezensionen, übersetzte fremde Werke und wirkte ebenfalls als Redakteurin. Ihr erster Ehemann war der gemeinhin bekannte Johann Georg Adam Forster, mit dem Caroline eng befreundet war. Die Ehe mit dem europaweit bekannten Ethnologen war eine Vernunftehe, mit der Therese nicht glücklich wurde. Zwei von vier Kindern starben früh und als sich die Gelegenheit ergab, zu ihrem Geliebten Ludwig Ferdinand Huber zu gehen, ergriff sie sie. Schließlich heiratete sie den Schriftsteller, nachdem Forsters Tod der Scheidung zuvor kam. Es folgten sechs Kinder, von denen zwei die Kindheit

überlebten. Mit Therese verband Caroline eine lange Freundschaft, auch wenn ihr Weggang von Georg Forster zu einer Verstimmung führte.

Eine weitere der fünf Universitätsmamsellen war die sieben Jahre nach Caroline 1770 geborene Dorothea Schlözer. Ihr Vater August Ludwig Schlözer war Michaelis-Schüler gewesen und wurde Historiker in Göttingen. Er war Experte für russische Geschichte. Die Tochter galt selbst dem Göttinger Gelehrtennachwuchs als Wunderkind: Sie beherrschte mindestens zehn Sprachen und wurde mit 17 Jahren als zweite Frau in Deutschland in einem nicht ganz unzweifelhaften Verfahren promoviert. Ihrem Vater half sie bei verschiedenen Studien. Daraus entsprang gar ein gemeinsames Buch. Sie heiratete den Bürgermeister Lübecks, gebar drei Kinder, von denen zwei ihre Kindheit überstanden, und führte im Hause eine Dreiecksbeziehung mit Ehemann und einem französischen Exilanten und Philosophen. Caroline und Dorothea hatten immer mal wieder Spannungen wegen persönlichen Unstimmigkeiten – aber die Freundschaft hielt.

Schließlich gehörte zum Kreis der Universitätsmamsellen Sophie Margarethe Dorothea Wedekind, kurz Meta. Meta wurde zwei Jahre nach Caroline 1765 geboren und war die Tochter des Theologen und Philosophen Rudolf Wedekind. Als einziger Vater der Professorentöchter erlangte er nicht größere Berühmtheit durch seine Forschungen, was wohl an seinen vielen organisatorischen Aufgaben in Universität, Schule und Kirche lag. Metas erster Ehemann Johann Nikolaus Forkel hatte in Göttingen studiert und war Musikwissenschaftler geworden. Kaum vom ersten Sohn entbunden, trennte sie sich vom Ehemann und hatte einige mal mehr, mal weniger offene Beziehungen mit verschiedenen Gelehrten. Relativ spät heiratete sie erneut, dieses Mal einen Diplomaten, der ebenfalls in Göttingen studiert hatte. Von fünf weiteren Kindern überlebten vier, ein weiteres Kind nahm das Ehepaar in die Familie auf. Meta war als Schriftstellerin aktiv, veröffentlichte anonym gar einen zweibändigen Roman und übersetzte etliche Texte. Mit Caroline blieb

sie immer verbunden, aber erst als junge Erwachsene entstand eine enge Freundschaft. Bei dem Zerfall der revolutionären Mainzer Republik gerieten sie gar gemeinsam in Gefangenschaft und verbrachten etliche harte Wochen zusammen in Festungshaft.

Und dann war da natürlich Caroline selbst. Die Beziehungen der fünf Mädchen und jungen Frauen untereinander waren unterschiedlich. Sie einte auch weniger ein gemeinsames Gefühl oder eine Art Solidarität. Das rückblickende Wort „Universitätsmamsellen“ mag das zwar so erscheinen lassen. Aber tatsächlich lebten die fünf einfach nur in einer gemeinsamen Welt, machten ähnliche Erfahrungen und konnten sich erst aus dem Göttinger Klima heraus zu dem entwickeln, was dann später als Universitätsmamsellen bezeichnet wurde.

Und so viel die Universitätsmamsellen der Göttinger Honoratioren miteinander verkehrten oder verkehren mussten, so häufig gab es auch Misstöne. Konflikte wurden (noch) nicht offen ausgetragen, wie es später als erwachsene Frauen der Fall war. Aber kritisch beäugten sie sich doch manchmal. Zur sieben Jahre älteren Philippine zum Beispiel bemerkte Caroline in einem Brief an eine Freundin einmal: „Ihr Herz ist gewiß gut, ihr Verstand untadelhaft, aber für ein Frauenzimmer hat sie zu viel Muth, denkt und redt zu frey, hat überhaupt so wenig vom sanften weiblichen Charakter, als daß sie aus dem Gesichtspunkt betrachtet gefallen würde.“ Dass gerade Caroline durch Mut, freies Denken und sanften Charakter ihren männlichen Zeitgenossen den Kopf verdrehte, ließ sie dabei unerwähnt. Sie mochte Philippine nicht. Etwas musste also an ihr auszusetzen sein.

An dem traditionellen Rollenbild der Frau hatte Caroline auch schon in jungen Jahren einiges auszusetzen. Ihre Bildung führte zu einer Art Eigensinn. Ginge es nach ihr, würde sie „weit lieber gar nicht heyrathen, und auf andre Art der Welt zu nuzen suchen“, wie sie 1781 an Luise in Gotha schrieb. Luise freilich hatte ein Jahr zuvor den Schriftsteller Friedrich Wilhelm Gotter geheiratet, und hieß inzwischen Luise Gotter. Ganz so frei und ungebunden, wie dieser in

seinem ironischen Gedicht „Unbefangen“ über eine frei erfundene Frau schrieb, war aber auch Caroline nicht:

„Leicht fließt mein Blut. Ich liebe Scherz,
Ich liebe Sang und Tanz.

Mein Reichtum ist ein frohes Herz,
Mein Schmuck ein Blumenkranz.“

Caroline ging es weniger um Unabhängigkeit als um Selbstbestimmung, weniger um Ehefrauendasein als um Partnerschaft. Während die anderen Göttinger Professorentöchter nach und nach mal mehr, mal weniger glücklich verheiratet wurden, war noch kein Ehemann für Caroline in Sicht. In einem Brief bekannte sie im Jahre 1781 im Alter von 17 Jahren: „Vielleicht sind auch meine Begriffe von der Freundschaft zu ausgedehnt, und ich begreife die Liebe mit drunter, doch wirklich verlieben werde ich mich gewiß nie (denn was ich bisher dafür hielt, war nur Täuschung meiner selbst [...]) aber wenn ich heirathen sollte, so würde ich für meinen Mann die höchste Freundschaft, und doch vielleicht nicht so viel, wie für meinen Bruder hegen.“ Sie wurde 18, 19, dann 20 Jahre alt. Das heiratsfähige Alter war längst erreicht. Aber von sich aus brachte sie keinen Mann ins Spiel. Interessierte gab es zwar genug. Doch erst ihr Bruder Fritz und ihr Vater mussten – mit etwas Druck – nachhelfen.

DER JUGENDFREUND WILHELM BÖHMER UND DIE CLAUSTHALER EHEJAHRE

Leicht war es Caroline nicht gefallen. Ihrer Freundin Julie von Studnitz, mit der sie auf Französisch zu schreiben pflegte, beschrieb sie im Februar 1784 ihre Situation: „Mein Bruder wird mich dem Mann übergeben, für den er mich seit meiner Kindheit bestimmt hatte, seinem besten Freund, der mich so geliebt hat. Ich erfülle durch diese Heirat die Wünsche meiner Familie, meiner Freunde und seiner, und mein eigenes Herz war lange mit ihnen einverstanden.“ Caroline sah ihre Heirat eher als moralische Pflicht an – und versuchte dem etwas positives abzugewinnen: „Ich heirate einen liebenswürdigen und liebevollen Mann von einem Charakter, wie es nicht viele gibt; Freund eines lieben Bruders, Bruder des besten Freundes, den ich hier habe, ich komme in eine liebenswerte Familie, die mich mit offenen Armen empfängt, sie sind alle eins in meinem Herzen, und ich bin das Band zwischen ihnen.“

Eine Liebesheirat stand ihr damit nicht bevor. Das Band der Ehe aus Liebe einzugehen war im Jahre 1784 ohnehin selten. Die weniger vermögenden Schichten konnten auf Heiratswünsche der Töchter nur soweit Rücksicht nehmen, wie sie sich mit wirtschaftlichen Hintergründen der Familie deckten. Wenn die Tochter „unter die Haube gebracht“ wurde und mit dem neuen Ehemann zusammenzog, entstanden ihrer Familie keine Kosten mehr für sie. In den gehobeneren Schichten herrschte zwar kein Finanzdruck, wenn sich die Tochter mit der Heirat Zeit ließ. Aber gemäß dem traditionellen Rollenbild hatten auch die gutbürgerlichen Töchter irgendwann einmal einen Mann zu heiraten – ob früher oder später. So gehörte es sich nach den Gepflogenheiten der Zeit, zumal irgendwer für die Tochter sorgen musste, wenn der Familienvater einmal nicht mehr da sein

würde. Und wenn dabei auch noch eine „gute Partie“ gemacht werden konnte – umso besser.

Auch Caroline heiratete standesgemäß – doch eher müsste es heißen: wurde standesgemäß verheiratet. Freiwillig entschied sie sich nur sehr eingeschränkt für ihren künftigen Gatten. Der Erwartungsdruck von Vater und Bruder Fritz nahm beständig zu. Im Haus und im näheren Bekanntenkreis gab es bereits einige Interessierte. Die Freundinnen wurden gleichzeitig nach und nach verheiratet. Und nicht zuletzt lastete auf Caroline als der ältesten Tochter der Familie Michaelis nochmal ein besonderer Druck, es „richtig“ zu machen, schon alleine mit Blick auf die jüngeren Schwestern. Am Ende versuchte Caroline nur, den Wünschen aller gerecht zu werden. Dafür stellte sie ihre Wünsche hintenan.

Wer war nun der Auserwählte? Johann Franz Wilhelm Böhmer, kurz Wilhelm, wurde 1753 geboren, war also neun Jahre älter als Caroline. Sein Vater war ebenfalls Professor in Göttingen. Von der Londonschänke bis zum Hause der Böhmers waren es nur zwei Gehminuten: Einmal um die Straßenecke und dann über eine Querstraße. Der Haushalt Böhmer sah wenig anders aus als der Haushalt Michaelis. Es herrschte eine lockere, aber standesgemäße Stimmung. Geselligkeit und Gesellschaft, Gelehrsamkeit und Gedankenaustausch waren Alltag. Auch Wilhelm wuchs also in die gebildete Gesellschaftsschicht seiner Eltern hinein. Da die zahlreichen Kinder der Göttinger Honoratioren zwangsläufig in ständigem Kontakt miteinander waren, lernten sich auch Caroline und Wilhelm schon im Kindesalter kennen – sofern denn bei neun Jahren Unterschied noch von Kindesalter gesprochen werden kann.

Als Caroline 1776 mit zwölf Jahren ins Mädchenpensionat nach Gotha ging, studierte Wilhelm schon lange Medizin. Später wirkte er als Arzt an einem Göttinger Krankenhaus. Finanziert wurde es von der örtlichen Freimaurerloge – auch dies ein Ausdruck der aufgeklärten Atmosphäre der Universitätsstadt Göttingen. Carolines Bruder Fritz und ihr künftiger Ehemann Wilhelm waren im gleichen Jahr gebo-

ren und mehr oder weniger zusammen aufgewachsen. Die beiden verband eine lebenslange Freundschaft. Caroline ging gar so weit zu sagen, dass ihr Bruder Fritz seine nächstjüngere Schwester schon früh für seinen besten Freund Wilhelm ausersehen habe. Als Caroline im Frühjahr 1784 dann jedenfalls endlich nachgab und sich zur Heirat bereit erklärte, begannen die regen Vorbereitungen.

Wilhelm wurde gleichzeitig ausgerechnet nach Clausthal berufen, um sich dort im Auftrage der Stadt als Bergmediziner zu betätigen. Für Caroline bedeutete die anstehende Heirat also nicht nur eine erzwungen-freiwillige Eheschließung, sondern auch den Umzug aus „ihrem“ Göttingen. Es war nicht die Entfernung von etwa 50 Kilometern und es war auch nicht der Weggang aus dem Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg ins kleine Teilfürstentum Grubenhagen, der Caroline so sehr bedrückte. Vielmehr war es der Verlust „ihres“ Göttingen. In Göttingen war sie aufgewachsen und groß geworden, der zweijährige Aufenthalt in Gotha war mehr Gewinn für den Geist als Verlust an der Heimat gewesen, und das Leben wie die Atmosphäre Göttingens bedeuteten für sie ein wohlig-warmes Zuhause. Clausthal hingegen war zwar keine Provinzstadt, aber eben auch keine aufgeklärte Universitätsstadt von europäischem Rang. Carolines neue Heimat war eher vom vermeintlich kalten Bergbau geprägt als von einer aufgeklärten Ansammlung hochangesehener, miteinander diskutierender Gelehrter. Für eine junge Frau wie Caroline, der Bildung alles bedeutete, musste das einen großen Verlust bedeuten.

Im April berichtete sie ihrer Freundin Luise in Gotha von dem Haus, das in Clausthal bezogen werden sollte. Es sei „äußerst bequem“, „und so freundlich, wie sichs thun läßt“. Da Luise in Gotha aufgewachsen war und auch dort verheiratet wurde, kannte sie Wilhelm noch nicht persönlich. Caroline erzählte ihr deshalb von seinem Wesen: Sie „möchte so gern aus Deinen Munde Beyfall hören. Er ist, wie mir buchstäblich so gesagt ist, der Liebling des Harzes. Das bahnt mir den Weg zum Wohlwollen meiner künftigen Mitbürger, und so der Himmel sein Gedeihn dazu giebt, will

ich ihn, so viel ich kan, gehn.“ Caroline wusste positives an ihrem Verlobten zu sehen. Auf den ersten Blick gab es auch tatsächlich einiges vorteilhaftes in Stellung zu bringen. Wilhelm war genauso ein Göttinger Professorenkind gewesen wie Caroline, ihre Geschwister, ihre Freunde und ihre Bekannten. Er hatte ähnliche Interessen, hing der Bildung an – wurde nun aber schon 30 Jahre alt. Für einen Mann seines Herkommens und seines Standes musste bald eine angemessene Gattin samt Haus und Kindern dazukommen.

Mitte Mai war es soweit: Carolines Bruder Fritz begleitete sie in Richtung Wilhelm, wo sich auf halbem Wege getroffen wurde und „mich mein Bruder seinem Freund übergab“, wie sie es in einem Brief beschrieb. Sie hatte sich zwar gefreut, Wilhelm wiederzusehen. Aber das waren eher freundschaftliche Gefühle. Am Abend fühlte sie sich „matt und krank“, nannte es den „Tag meines Lebens, der durch die stärksten Empfindungen bezeichnet ist“, litt unter beiderlei „Streit, wer mich am meisten liebte“: „Und dann zuweilen auch schmerzliche Augenblicke dazwischen, und noch andre, wo ich mein Glück hätte aufopfern können es dem Bruder zu geben. Nur nicht eine Minute Schwärmerey, denn ich fühlte nur, waß ich sah.“

Carolines Schwester Luise war bei der Heirat der großen Schwester noch keine 14 Jahre alt. In ihren Lebenserinnerungen schrieb sie Jahrzehnte später über beiderlei Beziehung, Wilhelm „kam ihr an Geiste nicht gleich, war aber ein vortreflicher Arzt, u. ein Mann von feinen Gefühl, der mit vielen Männern der damaligen Zeit“ in Kontakt war. Luise war sich aber sicher, „daß Caroline mehr Freundschaft u. Anhänglichkeit fühlte die ein junges Mädchen öfter für Liebe nimmt, wie gerade diese.“

Caroline fand sich mit dieser Situation ab und versuchte das Bestmögliche daraus zu machen. Den Wünschen aller würde mit der Heirat gerecht werden, sie selbst würde den Erwartungen ihrer Zeit angemessen handeln und einen Mann ehelichen, der gesellschaftlich zu ihr passte. Wenn nun die Clausthale Gesellschaft ähnlich sei wie die Göttinger, könnte sie mit geistreichen Gesprächen und interessan-

ten Persönlichkeiten einen glücklichen Ausgleich finden. Am 16. Juni war es dann soweit.

Die beiden begannen ihren Hochzeitstag mit einem gemeinsamen Frühstück in „der frohsten Heiterkeit“. Nachdem ihr Bruder Fritz noch einmal vorbeigesehen hatte, verabschiedete er sich hochhoffiziell und unter Tränen. Nach aufwendiger Aufmachung „war ich eine hübsche Braut“, und um vier Uhr nachmittags kamen die Gäste. („Dem Himmel sey Dank, alte Onkels und Tanten waren nicht dabey, sie war also sehr viel erträglicher, wies bey solchen Gelegenheiten zu seyn pflegt.“) Und obwohl sie zu Wilhelm mehr freundschaftliche Zuneigung als sinnliche Liebe empfand, war für sie soweit alles akzeptabel: „Ich stand da von meinen Freundinnen umringt und dachte *das* am lebhaftesten, welch ein Zustand der meinige seyn müste, wenn ich den Mann vor mir nicht liebte.“ Aus Caroline Michaelis wurde an jenem Tage Caroline Böhmer. Es hätte sie wesentlich schlimmer treffen können, als Wilhelm heiraten zu müssen. Und Caroline wusste das. Sie sah es ringsum bei anderen Frauen ihres Alters.

Die nachfolgenden Tage waren angereichert mit Besuchen, Glückwünschen, Gesellschaften und vielem weiteren. Spaß empfand sie dabei durchaus. An Gotha gewandt erklärte Caroline aber, „es wird bleibend seyn, weils nicht übertrieben ist. Böhmer mus ein guter Ehemann seyn, so lang ich ihn liebe, und meine Zärtlichkeit für ihn trägt nicht das Gepräge auflodernder Empfindungen.“ Der Start in die Ehe war für Caroline offensichtlich genauso wie der Entschluss zur Ehe: Es war ein notwendiges, aber immerhin erträgliches Übel. Nicht mehr und nicht weniger.

Ein rechtes Eheleben wie es sich Caroline erhofft hätte, eine wahre Gemeinschaft zweier Menschen, wollte zwischen Caroline und Wilhelm aber nicht aufkommen. Von Anfang an war die Stimmung zwiespältig. Caroline gab sich Mühe, in die Clausthaler Gemeinschaft hineinzukommen – für sich und für Wilhelm. Aber weder Ehemann noch Clausthal machten es ihr leicht. Mit Wilhelm gab es gelegentlich immer mal wieder Konfliktpotential. Der drei Jahre

jüngeren Schwester Lotte schrieb sie im September erregt: „Um 9 Uhr Morgens. Böhmer komt eben herunter – ist von 7 Uhr an mit lauter alten Weibern umringt gewesen – wollte sich wie er sagt am Anblick einer jungen Frau erholen, schwazt von Herzenswonne und dergleichen, wahrscheinlich alles im Gegensatz verstanden. Ich versprach Dirs zu berichten.“ Ein andermal brach sie eine Schilderung in einem Brief schnell ab, „denn da komt Böhmer und sagt: Du darfst nicht einen Augenblick länger schreiben. Adieu Adieu, Beste.“ Zumeist kamen sie beide aber recht gut miteinander aus. Dabei blieb es jedoch auch.

Carolines erhoffter Trost der Clausthaler Gesellschaft ging ebenfalls nicht auf. Dabei blieb es aber nicht nur bei gelegentlichen Misstönen, wie es bei ihrer Beziehung zu Wilhelm war. Caroline fand einfach nicht hinein in diese neue, ihr fremde Gesellschaft der Bergbaustadt Clausthal. Die Gespräche waren ihr zu unergiebig, die Menschen zu wenig gebildet und vor allem waren es ihr zu wenig Gebildete: „Ich für mein Theil werfe mich alle Tage mehr in Clausthal herein, ohne mich in die hiesige Form zu gießen. Misgönn doch einem ehrlichen Menschen die Lust nicht sich an 20 bis 30 albernen Menschengesichtern zu amüsieren, und laß lieber in der catholischen Kirche in der kurzen Straße eine Meße dafür lesen, daß ich das Ding von der Seite zu nehmen anfang. Heut hab ich wieder visitiert, bey Vetter Schichtrupp unter andern; dessen Frau – ein gutes Vieh – wie eine leibhaftige Tellermüze aussieht. Er ist fürchterlich unwißend. Hatte mal von amerikanischen Krieg gehört, wuste ob ihn Hänschen oder Gretchen führt.“

Ehegemeinschaft mit dem Mann, Gesprächsgemeinschaft mit den Clausthalern – beides funktionierte nicht so, wie Caroline es sich erhofft hatte. Was aber funktionierte, war die Familiengründung. Im Juni 1784 hatten sie beide geheiratet, ab August war sie schwanger, im April 1785 gebar sie unter „tausend langwierigen Schmerzen und Angst“ ein Mädchen: Philippina Augusta, kurz Auguste, nannten sie die Tochter. Während der Geburt dachte sie kurzzeitig, das Mädchen wäre tot. Nach der Geburt fühlte sich Caroli-